

Einmischung nicht mehr erwünscht!?***Über den politischen Intellektuellen Heinrich Böll***

Jochen Vogt

Universität Duisburg-Essen

Aos meus colegas portugueses

Um den zu Lebzeiten ebenso erfolgreichen wie umstrittenen deutschen Autor, den Nobelpreisträger für Literatur von 1972 und einzig wahren Volksschriftsteller, den die Bundesrepublik Deutschland hervorgebracht hat, war es schon bald nach seinem Tode 1985 in der literarischen wie in der politischen Öffentlichkeit zunehmend sehr still geworden. Allenfalls wurde in den letzten Jahren, auch an biografischen Gedenktagen auf die seit 2002 neu erscheinende, insgesamt 27 Bände starke und mit mehreren Millionen Euro geförderte Gesamtausgabe der Werke von Heinrich Böll hingewiesen, die Ralf Schnell verantwortet und unter Mitwirkung zahlreicher Forscher aus dem In- und Ausland realisiert hat. Man darf diese sogenannte „Kölner Ausgabe“ als ein kulturpolitisches Vermächtnis der rot-grünen Ära verstehen, ange-regt noch von Johannes Rau und damals vorgestellt vom Bundeskanzler Gerhard Schröder. Da sind wir also schon mitten in der Politik! Ob Frau Merkel, wie angefragt, zum Abschluss des Projekts ein Gruß- und Schlusswort gesprochen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Nun aber, aus Anlass von Bölls einhundertstem Geburtstag am 21. Dezember 2018, hat der neue Bundespräsident Steinmeier zahlreiche Interessierte und Engagierte – auch Herausgeber und Macher der Kölner Ausgabe – zum ehrenden Gedenken des Jubilars ins Berliner Schloss Bellevue eingeladen; zu einem „rheinischen Heimatabend“, wie Jürgen Kaube, Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und dort zuständig für kulturelle Angelegenheiten, nicht ohne süffisanten Unterton kommentierte.

Aber wir bleiben sachlich: So wie diese 27 roten Bände mit Bölls Werken und ausführlichen Erläuterungen der Forscher nun in den Bibliotheken stehen – man darf annehmen: vor allem in den öffentlichen – und in kommenden Jahren noch durch mehrere Briefbände er-

gänzt werden, belegen sie noch einmal die herausragende Stellung des Autors in der Kultur der alten Bundesrepublik, aber nicht automatisch auch seinen literarisch-ästhetischen Rang im engeren Sinn. Da hat Jürgen Kaube mit seinen spitzen Bemerkungen durchaus recht. Und gewiss sind die vielen Bände keine Garantie für die Fortdauer von Bölls Geltung oder gar für ein *aktuelles* Interesse an seinen Werken. Man hat derartige Gesamtausgaben ja schon oft respektlos, aber vielfach zutreffend als „Klassikergrab“ verspottet. Und genau das müsste einem Autor wie Heinrich Böll, dessen literarisches Ideal doch erklärtermaßen der „permanent umstrittene Klassiker“ war, alles andere als angenehm sein. Einig sind sich kritische (gelegentlich auch herablassend-ironische) und wohlwollende Beobachter dabei in einem: Heinrich Böll, sein ebenso populäres wie kontroverses Werk und seine unverwechselbare Persönlichkeit treten immer mehr in den Hintergrund, sie werden *historisch*. Müssen wir das bedauern? Vielleicht. Aber kann es uns wirklich überraschen? Gerade bei einem, der als Person und als Autor so sehr von der zeitgeschichtlichen Aktualität, vom eigenen Erfahrungsraum und dem seiner Generation gezehrt und dies auch programmatisch immer wieder betont hat?

Was bleibt von Heinrich Böll? Diese Frage ist schon früh, auch zu seinen Lebzeiten hin und wieder gestellt worden – und ist ihrerseits ein Indiz dafür, dass man seinen Texten, die damals in heute kaum noch vorstellbarer Breite diskutiert wurden, und von denen einige sehr schnell zu Schulklassikern avancierten, nicht ohne weiteres eine fortdauernde Präsenz aus eigener Kraft zutraute. Unmittelbar nach seinem Tod, in jenem heißen Juli von 1985, war allerdings eine Welle des Mitgefühls, ja der Trauer weit über den Literaturbetrieb hinaus, also auch im richtigen Leben zu spüren. Böll hatte unzähligen Menschen aus dem Herzen gesprochen und wurde von Millionen gelesen, weit über die herkömmlichen Bildungsschichten hinaus. Ja er wurde, das konnte man damals spüren, auch von vielen geschätzt und betrauert, die ihn vermutlich nie gelesen hatten. Für sie alle hat vermutlich die Blumenverkäuferin in Essen gesprochen, als jemand ein Gebinde für die Beerdigung bestellte: „Ist das *unser* Böll?“

Anteilnahme und Trauer machen allerdings die Frage *Was bleibt?* nicht überflüssig, sondern erst wirklich brisant, wie ein heller Kopf sofort bemerkte. "Es ist traurig, dass er nicht mehr da ist. In einem Land, das keine Märchen mehr erträgt, war der arme Heinrich der letzte seinesgleichen. Niemand wird seinen Platz einnehmen." Dies schrieb damals, ungewohnt elegisch, der Spötter Hans Magnus Enzensberger; aber er hat sich wohl gehütet, eine Bestandsgarantie für die Böllschen Texte zu geben.

Heinrich Böll war in mehr als einem Sinn *der* repräsentative Schriftsteller der alten,

erst nachträglich so genannten „rheinischen“ Bundesrepublik. Und dies eben nicht nur (oder nicht einmal so sehr) im literarisch-ästhetischen Sinn, sondern in einem umfassenderen, den man durchaus *politisch* nennen darf. Er hat dies gewusst und auf seine uneitle Art akzeptiert, – etwa als er 1972 den Nobelpreis entgegennahm, der solche Repräsentanz auch außenpolitisch ratifizierte: nämlich mit Dank "für diese Ehre, die wohl nicht nur mir gilt, auch der Sprache, in der ich mich ausdrücke, und dem Land, dessen Bürger ich bin." Der Bürger, der *citoyen* Böll geriet mit seinen kritischen Interventionen oft genug auch in scharfe, ja verletzende Kontroversen. *Einmischung erwünscht*, der Titel eines Essays aus dem Jahre 1973 war das Motto des Autors und „Bürgerpolitikers“ Böll, der sich nicht an Parteiprogrammen, politischen Theorien oder gar Machtperspektiven orientierte, der vielmehr aus einer elementaren Sorge um das Wohl der Menschen in dieser unserer Zeit, oft um den einzelnen Menschen, sprach und handelte, wo er dies für angebracht oder notwendig hielt. Diese Sorge, oder Fürsorge, war als Quelle seines Engagements auch noch deutlich zu erkennen, wenn er sich von Fall zu Fall, – von außen oft unbemerkt, für berufsständische Interessen seiner Kollegen oder in humanitären Krisen und individuellen Notfällen einsetzte. Das gilt besonders für die Erleichterung der Ausreise und des Exils von Dissidenten nicht nur aus der damaligen Sowjetunion, von denen die Schriftsteller Alexander Solschenizyn und Lew Kopelew die bekanntesten waren. Da agierte Böll also in halbwegs offiziellen Positionen als Präsident der deutschen Sektion, dann des Internationalen Schriftstellerverbandes PEN, vermutlich aber noch effektiver, weil geräuschloser, als ein internationaler, auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, auch ohne eigenes Amt geschätzter diskreter Vermittler.

Im innenpolitischen Streit dagegen war er keineswegs zimperlich, nahm kein Blatt vor den Mund, war als katholischer Anarchist (und, wie ich meine, als eine Art heimlicher Protestant) wohl auch konstitutionell unfähig zu Anpassung und vorwegnehmender Selbstzensur – und hat sich dadurch immer wieder aufs Neue in die Patsche gesetzt, bisweilen auch durchaus schmerzhaft.

Ja es stimmt – Heinrich Böll wurde "gefeiert, und er wurde bespuckt", wie Willy Brandt, der Friedens-Nobelpreisträger von 1971, treffend bemerkte. (Hier darf man einschleichen, dass Bölls öfters empfundene oder unterstellte Nähe zur Sozialdemokratie wesentlich auf der persönlichen Sympathie und dem politischen Gleichklang mit Brandt resultierte, und nach dessen Kanzlerschaft rapide versickerte.) Die "politische Kultur der Bundesrepublik bestand zu einem wesentlichen Teil aus Böll-Debatten“, so hieß es dann 1985 – nach der Maxime ,to-

ter Böll/guter Böll' – sogar in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Deren Literaturredakteure, vor allem Karl Korn und Marcel Reich-Ranicki, hatten ihn über lange Zeit ebenso konsequent gefördert, wie ihre Kollegen aus der politischen Redaktion ihn kritisierten und angriffen. Im historischen Rückblick ist gewiss leichter zu sehen, dass und wie jene beiden Momente zusammenspielen: die *Zugehörigkeit* zu einer Erfahrungsgemeinschaft mit dem Anspruch, für sie sprechen zu können einerseits, und die individuelle *Verweigerung*, der kritische Protest gegen obrigkeitliche Zwänge oder Machtmissbrauch der Medien andererseits. Nur beides zusammen, das *repräsentative Sprechen* und der *kritische Einspruch*, machen die literarische und politische Bedeutung Heinrich Bölls, machen seine Größe, aber auch seine Grenzen aus.

Diese Feststellung scheint mir evident und kaum bestreitbar, und dennoch ist es schwierig, sie aus bestimmten Gründen und Ursachen herzuleiten. Versuche, sie zeithistorisch oder sozialisationsgeschichtlich zu erklären, wie sie immer wieder einmal von der Literaturkritik und Biografen unternommen wurden, bleiben ebenso unzureichend wie sein eigener Verweis auf die soziale Randständigkeit und eine gewisse rebellische Stimmung im Elternhaus. Mir scheint darüber hinaus ein Sachverhalt vorzuliegen, der von der Person oder besser: Persönlichkeit nicht ablösbar war und den man in altmodischer Ausdrucksweise wohl *Charakter* nennen müsste. Präzisieren will ich diese Behauptung aber dahingehend, dass jene beiden Funktionen, die repräsentative und die kritisch protestierende, zwar nicht von einander zu trennen sind; dass sie aber auch nur ausnahmsweise, unter bestimmten gesellschaftlichen und literarischen Rahmenbedingungen, bruchlos und effektiv zusammenwirkten. Zumeist standen sie in einer Spannung zueinander, die Bölls öffentliche Wirkung, seine Umstrittenheit, und letztlich auch seine Belastung und sein persönliches Schicksal mitbestimmt hat.

Zunächst allerdings, in den Texten der „frühen Jahre“ nach Ende des Krieges, ergab sich repräsentatives Sprechen wie von selbst, im Wortsinn *un-bewußt*, es speiste sich aus dem kollektiven Erfahrungsschatz – oder besser: aus der Erfahrungslast des Weltkriegs und der sogenannten Trümmerjahre. Böll schrieb von den Verletzungen und Schädigungen, Sehnsüchten und Hoffnungen seiner Generation; er war einer davon (wie sein Kollege Wolfgang Weyrauch später notierte), "und während er darüber schrieb, war er es immer noch: er hatte immer noch seine Fußlappen an. Waren sie seine eigenen? Nein, sie hätten auch jedem anderen Schützen Arsch gehören können." Aus Wehrmacht und Gefangenschaft brachte diese junge Generation jedenfalls ein existentiell verfestigtes Misstrauen gegen Großorganisationen und deren Herrschaftsansprüche mit, aber keineswegs eine antifaschistische Gegen-Ideologie. (Dass diese

gemeinsamen Erfahrungen und eine soldatisch geprägte Kameraderie – beispielsweise in der Gruppe 47 – abweichende Biografien und literarische Stimmen, wie etwa den unglücklichen Paul Celan, marginalisierte und übertönte, hat man allerdings erst seit kurzem zur Kenntnis genommen.)

Jedenfalls war das Verhältnis zum neuen Staat von Anfang an nicht ohne Vorbehalte, stand freilich auch nie unter einem moralisch begründeten Zwang zur Identifikation (wie etwa in der DDR); daraus erwuchs dann in den späteren fünfziger und frühen sechziger Jahren das unverwechselbare und inzwischen historisch gewordene Profil der nonkonformistischen Literatur in Westdeutschland. Gemeinsam mit seinen (etwa zwölf Jahre) jüngeren Kollegen aus der „Flakhelfergeneration“ – also Günter Grass, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, oder auch Ingeborg Bachmann und anderen – hat Böll diese entschieden kritische, genauer: moralkritische, machtkritische und institutionenkritische Sicht auf Gesellschaft und Staat vorformuliert. Dieses selbstbewusste und kritische Mitreden war im Verfassungsrahmen der westlichen Republik möglich, ja in gewisser Weise gefordert; aber es war nicht selbstverständlich, es musste erst einmal exemplarisch realisiert werden, durchgesetzt gegen ein politisch-kulturelles Milieu, das ungeachtet der forcierten Westorientierung doch auch noch von traditionellen Obrigkeitsstrukturen und patriarchalischem Denken geprägt war – ganz zu schweigen von den mehr oder weniger offenen Kontinuitäten mit der Nazi-Vergangenheit. Auch unter diesem Aspekt scheint mir die erstmals von Jürgen Busche (ebenfalls in der FAZ) angesprochene und später oft zitierte Konstellation von Konrad Adenauer und Heinrich Böll (und dazu auch noch Sepp Herberger) trotz und wegen der unterschiedlichen Biografien eine hohen historisch-symbolische Prägnanz zu haben: Im Geburtsjahr von Heinrich Böll, der den Krieg als junger Soldat überstand, also im Jahr 1917, war Adenauer bereits Oberbürgermeister von Köln, nach 1933 überlebte er als dezidiert Nazigegner – eine Zeit lang versteckten ihn bekanntlich die Mönche von Maria Laach, dem Kloster in der Voreifel, das unter anderem Namen ja auch in Bölls Roman *Billard um halbzehn* eine zentrale Rolle spielt. Der Fußballer Herberger schließlich war seit dem 1. Mai 1933 NSDAP-Mitglied, seit 1938 Reichstrainer und nach dem Krieg – das Wunder von Bern! – erfolgreicher Bundestrainer, auf dessen Trainingsjacke, einem Qualitätsprodukt der Firma Bleyle, nun eben nicht mehr der Reichadler mit Hakenkreuz, sondern ein abstraktes DFB-Logo prangte.

Es geht also bei diesem Gedankenspiel, soziologisch gesprochen, um den „Elitewechsel in Transformationsgesellschaften“, oder um die Integrationskraft der neuen Gesellschafts-

ordnung, und zwar einerseits in Hinsicht auf die Leistungsträger des alten Systems, andererseits auf eine erst heranwachsende Generation. Und da lag eine wichtige Leistung der Gruppe 47, deren Autoren und Autorinnen ja selbst zu dieser „skeptischen Generation“ zählten, aber auch der etwas älteren, sehr zivilen Vater- oder gar und Großvaterfigur Böll gewiss auch darin, die nachwachsenden Nachkriegskinder in diese diskursive Auseinandersetzung miteinzubeziehen – in einem Land, in dem das Generationsverhältnis auf fast irreparable Weise beschädigt schien.

Damit zurück zu Böll und der Frage *Was also bleibt?* Zu erklären wäre immer noch, warum gerade er, dessen geistiges Profil und dessen Habitus ja in keiner Weise theoretisch oder institutionell, oder gar parteipolitisch geprägt war, die Rolle des *intellectuel général*, auf gut Deutsch: des allzuständigen Querdenkers, in der frühen Bundesrepublik so überzeugend wahrnahm – was man ja an der Zustimmung wie am Widerspruch ablesen kann, die er dabei erfuhr. Warum wurde sein Sprechen, nach der repräsentativen wie nach der kritischen Seite hin, als besonders *authentisch* wahrgenommen? Darauf hat 1967 schon der Philosoph Theodor W. Adorno, der ja als entschiedener Anhänger oder gar Vordenker der literarischen Avantgarde vom symbolischem Realismus des Künstlers Böll kaum beeindruckt sein konnte, die definitive Antwort gegeben: "Mit einer in Deutschland wahrhaft beispiellosen Freiheit, schreibt Adorno, hat [Böll] den Stand des Ungedeckten und Einsamen dem jubelnden Einverständnis vorgezogen, das schmähhliche Mißverständnis wäre ... Vielleicht hat er nicht einmal mit ganzem Bewußtsein dem sich versagt, sondern, weit triftiger, kraft seiner Weise des Regierens, aus purem Ekel, unfähig zum Mitspielen, wenn dazu ein Mindestmaß an Konzilianz, auch nur edler Tonfall ausgereicht hätte ..." – Weniger anspruchsvoll, aber genau auf den Punkt formuliert wird eben diese Einsicht auch in einer Schülerfrage, von der mir ein befreundeter Lehrer aus seiner Dortmunder Schule einmal berichtet hat: Ob es denn wahr sei, dass „der Böll“ immer nur das schreibt, „was er wirklich denkt?“ Ja, es muss wohl so gewesen sein – und zwar in einer Epoche in der die literarischen Texte, pauschal gesprochen immer artistischer, vieldeutiger, oder in Adornos Worten „schwerverständlicher“ wurden. Ein Moralist hat es jedenfalls nicht leicht in postmodernen Zeiten.

Es scheint aber, nun wieder mehr von einem politischen Blickwinkel aus gesehen, doch so, dass die kritische Rolle der nonkonformistischen Literatur, wie sie Böll herausragend verkörpert hat, also sein moralistisch begründete Kritik an Machtpolitik und Opportunismus, sein beharrliches Erinnern an die verdrängte Vergangenheit, sein Ansprechen politischer und

kultureller Tabus — dass also diese "ideologische Müllabfuhr"(wie der Mitstreiter Hans Magnus Enzensberger selbstironisch formuliert hat) insgesamt Teil einer ungeplanten, aber funktionierenden Arbeitsteilung in Nachkriegswestdeutschland war. Man könnte auch von einer Sozialpartnerschaft wider Willen sprechen, in welcher die kritischen Autoren (auch wenn sie oft genug als Staatsfeinde beschimpft wurden) sich auf ihre Weise als durchaus staatstragend erwiesen. Dass die politische Klasse in der frühen Bundesrepublik (mit einzelnen Ausnahmen) nicht willens oder fähig war, über die erklärten Politikziele von ökonomischem Wiederaufbau und politisch-militärischer Westintegration hinaus zu denken und zu wirken, ist bekannt. Dennoch hatte die westdeutsche Gesellschaft seit den frühen sechziger Jahren, nicht nur mit der später zum Schlagwort geronnenen „Aufarbeitung der Vergangenheit“ begonnen, denken wir nur an den Frankfurter Auschwitz-Prozess von 1963. Sie hat darüber hinaus und auf breiterer Front auch Anschluss gefunden an eine Diskussions- und Protestkultur westlich-demokratischer Prägung. Das war die zentrale und nicht gering zu schätzende Leistung der alten Bundesrepublik. Möglich wurde dieser Anschluss zweifellos durch einen übergreifenden soziokulturellen Wandel; er ist aber auch Resultat einer Alltagspolitik, an der die nonkonformistische Literatur wie später die ziemlich literaturferne Studentenbewegung beträchtlichen Anteil hatten.

Exkurs: Frankfurt am Main 1963

Gern würde ich diese etwas abstrakten Überlegungen ein wenig subjektiv und anekdotisch illustrieren. Man wird ja heutzutage schneller zum Zeitzeugen, als man sich das wünschen kann. Ich schaue also zurück ins Jahr 1963. „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen“, so heißt es bei Goethen; dort jedenfalls haben wir im Frühjahr '63 Abitur gemacht, im Deutschunterricht einen Prüfungsaufsatz über Brechts Gedicht vom „Radwechsel“ geschrieben (das zu diesem Zeitpunkt im Westen noch ganz unbekannt war); im Englischen dann einen Essay über John F. Kennedys Außenpolitik in der Kubakrise. Also durchaus *up-to date!* Im Frankfurter Schauspielhaus wurde bald danach Rolf Hochhuths Dokumentarstück „Der Stellvertreter“ gespielt, da gingen wir hin und waren ziemlich irritiert. Durfte man, nach diesem unerhörten Bühnengeschehen, denn nun Beifall klatschen oder nicht? Immerhin hatten wir instinktiv die üblichen Abiturientenkrawatten abgelegt und uns ganz existentialistisch in die schwarzen Rollkragenpullover geworfen. An der Johann-Wolfgang-von Goethe-Universi-

tät, nur einen Spaziergang vom Theater entfernt, lehrten unterdessen, wie man weiß, Theodor Adorno und sein Philosophenfreund Max Horkheimer sowie der (von der medizinischen Fakultät abgelehnte) Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich. Bei Kiepenheuer & Witsch in Köln erscheint der Roman „Ansichten eines Clowns“ und wird in den Feuilletons, besonders ausführlich und kontrovers, nämlich in dreizehn aufeinander folgenden Wochen in der *Zeit*, diskutiert. Der Meinungsstreit um die im Roman angesprochenen Tabus: Sakrament der Ehe, Machtmissbrauch der (katholischen) Kirche und ihrer Würdenträger, Bigotterie in der sogenannten Wiedergutmachungsfrage, lieferten kontroversen Stoff für Gespräche und Streit bis in kirchentreue Familien hinein, wie ich sie aus dem ansonsten ganz liebenswerten katholischen Flügel meiner eigenen Sippschaft noch in Erinnerung habe.

Der „arme Heinrich“, wie der Spötter Enzensberger in später nannte, „flüchtet“ derweil aus den Diskussionswirren nach Irland, kehrt aber im Sommersemester 1964 mit seinen fragmentarischen und zugleich epochemachenden Poetikvorlesungen nach Frankfurt an die Universität zurück. Unweit davon, in einem wegen Fluchtgefahr der Angeklagten und Presseansturm eigens umgebauten Bürgerzentrum, wird immer noch, Tag für Tag, die Strafsache „gegen Mulka und andere“ verhandelt, also der so genannte Große Auschwitz-Prozess, den der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer 1963 durchgesetzt hatte, und über den die FAZ jeden Tag ausführlich berichtet. Der schwedische Schriftsteller Peter Weiss, geboren 1917, fast gleichaltrig mit Böll, verfolgt den Prozess zeitweise täglich, auch eine junge SED-Funktionärin und aufstrebende Autorin namens Wolf schaut einmal vorbei und ist erleichtert, dass es in der DDR solche Probleme nicht gibt ... Zwei Jahre später, am 19. Oktober 1965, spielen 15 Theater dann in beiden deutschen Staaten (übrigens nicht in Frankfurt), in Schweden und England das Dokumentardrama „Die Ermittlung“ von Peter Weiss, das den Prozess verarbeitet und wiederum eine breite und intensive Diskussion auslöste. Die Hörspielabteilung im Hessischen Rundfunk, wo ich als junger Student hospitieren durfte, produzierte eine Rundfunkfassung dieses Auschwitz-Stücks, die noch im gleichen Monat bundesweit – so wie elf Jahre zuvor das „Wunder von Bern“ ausgestrahlt wurde. (Als Hörbuch ist sie heute noch lieferbar.) Ein letztes Mal, so denke ich, hat damals die Schaubühne (oder vielmehr ein Medienverbund aus Theater, Rundfunk und Presse) landesweit als moralische Anstalt funktioniert und dadurch den Holocaust unwiderruflich auf die Agenda gesetzt – ohne dass man diesen Begriff schon gekannt hätte.

Warum erwähne ich dies alles? Meinen Frankfurter Lokalpatriotismus will ich keines-

falls ableugnen. Aber es geht mir um etwas Grundsätzlicheres (und nebenbei um eine kritische Anmerkung zu Bölls Gesellschaftsbild). Ich möchte nämlich darauf hinweisen, dass das politische und kulturelle Klima der späten fünfziger und frühen sechziger Jahren in der Bundesrepublik eben keineswegs nur von diesem Macht- und Mentalitätsfilz aus Kapital, katholischer Kirche und Kristdemokratie bestimmt war, wie uns Bölls Romane und Erzählungen bis hin zum *Clown* von 1963 suggerieren, sondern dass wir – gerade im Blick auf diesen Zeitraum – stärker als bisher auf regionale Differenzen und ihre Ursachen achten sollten. Dieses „Zeitgefühl“ einer Zäsur rund um 1963, die auch die gerade heute wieder spürbare mediale Überhöhung des Schlagworts und des Jahres „Achtundsechzig“ relativiert, wird inzwischen auch durch wissenschaftliche Untersuchungen gestützt. So etwa von zwei Freiburger Forschern, dem Soziologen Wolfgang Eßbach und dem Zeithistoriker Ulrich Herbert in dessen sehr empfehlenswerter „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ von 2014.

Alles in allem, das ist meine These, hat also die literarisch-politische Intelligenz den neuen westdeutschen Staat eben nicht nur kritisiert, sondern durchaus stabilisiert, indem sie ihn verfassungspatriotisch anreicherte, die individuellen Meinungs- und Verhaltensspielräume ausweitete, man könnte auch einfach sagen: indem sie die Gesellschaft intern demokratisiert und verwestlicht hat. Das heißt aber auch, dass die hier skizzierte Spannung von Politik und Literatur, oder das Verhältnis von Repräsentanz und Kritik, und speziell auch die Rolle, die Böll zukam, nicht ohne weiteres übertragbar war und etwa in der DDR an wesentlichen Punkten ganz anders funktionierte. Im Blick auf die Diskussionen der Wende-Zeit nach 1989 ist bezeichnend, dass der Philosoph Jürgen Habermas, Jahrgang 1929, in einem Brief an die gleichaltrige Christa Wolf darauf insistiert hat, "daß wir im Westen unter Verhältnissen gelebt haben, die auch im intellektuellen Bereich eine keineswegs erzwungene oder auch nur einschränkende, sondern als Emanzipation erfahrene Orientierung nach Westen ermöglicht haben." In der anderen Richtung lässt sich Christa Wolfs Gedenkrede zum 80. Geburtstag Bölls, 1997 in Berlin gehalten, als eine bemerkenswerte, von großer Zuneigung getragene Würdigung lesen. Und zugleich als ein sehr subtiler Versuch, im Vergleich miteinander den Verschiedenheiten und damit auch den eigenen Verstrickungen zumindest ein Stück weit nachzugehen. Frau Wolf hat ja, unter wesentlich anderen Bedingungen, in der DDR eine durchaus vergleichbare Position eingenommen wie Herr Böll in der Bundesrepublik. Aber das wäre ein anderes Thema.

Also zurück zu Heinrich Böll. Er hatte schon 1965 etwas Ähnliches ausgesprochen wie Habermas, nachdem ein maßgeblicher CDU-Politiker – wer erinnert sich noch an Josef Herman Dufhues? – die Gruppe 47 mit der „Reichsschrifttumskammer“ der Nazis verglichen hatte. Das rückt Böll zurecht, gar nicht polemisch, sondern im Gestus eines nachsichtigen Lehrers: "Lange bevor es Mode wurde, war sie [die Gruppe 47], was die bundesrepublikanische Gesellschaft inzwischen als selbstverständlich für sich in Anspruch nimmt: pluralistisch. Die Gruppe ist pluralistisch geblieben, die Gesellschaft ist es geworden... Die Gruppe gehört zu diesem Staate, sie paßt zu ihm, sie ist politisch so hilflos wie er, sie hat nicht alle, aber einige Eigenschaften mit der bundesrepublikanischen Gesellschaft gemeinsam, und damit ist sie in der wirklichen und einzigen Gefahr, zu einer Institution zu werden."

Dazu ist es, wie wir wissen, auf Dauer nicht gekommen. Nicht vergessen oder verschweigen sollte man aber auch, dass Böll fast gleichzeitig Äußerungen tut, die mit dem eben Gehörten nur schwer kompatibel sind und ihn eher als "Staatsfeind" denn als "Staatsdichter" profilieren. Vor dem Hintergrund von Großer Koalition und Notstandsgesetzgebung spricht er 1966 zur Eröffnung des Wuppertaler Schauspielhauses von der „Freiheit der Kunst“ und deren Abhängigkeit von der Gesellschaft: "Anstelle von Gesellschaft würde ich sagen können: Staat, wenn wir einen hätten; ich erblicke den Staat im Augenblick nicht. [...] Dort, wo der Staat gewesen sein könnte, oder sein sollte, erblicke ich nur einige verfaulende Reste von Macht, und diese offenbar kostbaren Rudimente von Fäulnis werden mit rattenhafter Wut verteidigt." Bölls Argumentation in dieser Rede bleibt ein wenig rätselhaft, mit seiner Metaphorik jedenfalls ist er auf der Ebene von Franz Josef Strauß angelangt, der die Künstler der Gruppe 47 wegen ihrer kritischen Töne als „Ratten“ und „Schmeißfliegen“ bezeichnet hatte. Auch das war Heinrich Böll, der in Momenten der Erbitterung nicht mehr differenzieren mochte oder konnte.

"Glücklicher Mensch“, schreibt dazu wiederum Christa Wolf in ihrer späten Erzählung „Was bleibt“ – „Glücklicher Mensch, der seinen Erzfeind aus sich herausstellen kann. In meiner Sprache werden Tiernamen nur auf Tiere angewendet, nie würde ich, wie andere es taten, die Namen von Schweinen und Hunden, nicht einmal die von Frettchen oder Reptilien auf die jungen Herren da draußen [gemeint sind die Stasi-Agenten vor Wolfs Haus] – münzen können. Was mir fehlte, war wahrscheinlich ein gesunder nivellierender Haß."

Um 1970 scheinen in der Bundesrepublik die Prozesse der inneren Demokratisierung, der

Pluralisierung von Lebensstilen usw. mit gesellschafts- und staatspolitischen Neuorientierungen zu konvergieren. Unter Brandts Maxime „Mehr Demokratie wagen!“ ließen sich für einen Moment auch die repräsentative und die kritische Wirkung des Autors Böll zusammenzudenken. Ich halte es nicht für einen Zufall, dass er sich eben damals auf der Höhe seiner literarischen Möglichkeiten zeigte. Niemals vorher und nie wieder hat Böll in einem Roman Geschichtserfahrung, Moralität und Humor derart ausbalanciert, nie sonst hat er so plastische, anspielungsreich und ungezwungen erzählt wie im „Gruppenbild mit Dame“, dieser „säkularisierten Marienlegende“ (so der Kritiker Wolfram Schütte), die man als Roman der neuen Ostpolitik und als eine frühe *hommage* an ein tolerantes, multikulturelles Köln lesen konnte.

Dabei steht dieses neue Erzählen durchaus auf älteren Fundamenten. In den „Frankfurter Vorlesungen“ hatte Böll 1964 eine nicht nur subjektive Zwischenbilanz gezogen und die deutsche Nachkriegsliteratur als Stimme definiert, die aussprach, was ansonsten allzu gern verschwiegen wurde; die vor allem im Blick auf die Nazi-Vergangenheit „Schuld, Reue, Buße, Einsicht“ anmahnte. Zugleich und im Blick auf die Zukunft mindestens ebenso wichtig, sieht er die Literatur als Verteidigung des Alltäglichen, des individuellen Lebensraums, der persönlichen Würde gegen die sich verschärfenden Zwänge von Bürokratie, Konsumdruck und Medienmacht. „Es ist unsere Aufgabe“, hatte er allerdings schon 1952 geschrieben, „daran zu erinnern, dass der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind.“ Sätze, die ja direkt bis in unsere Gegenwart reichen – ihnen bleibt bleibt Böll bis zum Ende treu, aber er findet, wie gesagt, am Anfang der siebziger Jahre eine neue, überraschenderweise heitere (wenngleich keineswegs unernste) Tonart dafür.

Anhand eines historisch-exemplarischen und zugleich märchenhaften Falles geht es in „Gruppenbild mit Dame“ von 1971 um die Rettung der privaten Lebenssphäre – um eine Utopie des Alltags und in ihrem Kern um die versöhnende Kraft der Liebe. Während der Zweite Weltkrieg auch über Köln zu Ende geht und jedes zweite Haus in Trümmer gelegt hat, mahnt die gefährvolle weil verbotene Liebesbeziehung zwischen der Hauptfigur Leni Pfeiffer und dem russischen Zwangsarbeiter Boris an die sakramentale Dimension der Liebe und zugleich an die historisch notwendige Versöhnung. In der Gegenwart der frühen Siebziger geht es darum, Lenis Wohn- und Lebensraum gegen menschenverachtende Spekulation zu verteidigen, wozu sich eine bunt gemischte Gemeinschaft solidarisch zusammenfindet. Beide Ebenen verbindet der Erzähler (oder sollen wir hier vielleicht doch einmal sagen: der Autor?) zum Le-

bensbild dieser „Frau von Ende vierzig“, die „die ganze Last deutscher Geschichte zwischen 1922 und 1970 mit und auf sich genommen hat“. Mit dieser bewusst lockeren Verknüpfung, die Stoff und Handlung gewissermaßen öffnet und durchlässig macht für die eigenen Geschichtserfahrungen vieler Leser und Leserinnen, – und mit einem unaggressiv ironischen Erzählton erreicht Heinrich Böll hier den Gipfel seiner erzählerischen Meisterschaft. Ein Buch, das bleiben wird? Wir sollten es hoffen und wünschen.

Ausgerechnet im Nobelpreisjahr 1972 wurde Böll dann aber auch in die Position des Staatsfeindes gedrängt – oder manövrierte sich selbst hinein. Sein *Spiegel*-Appell unter dem Titel „Will Ulrike Meinhof Gnade oder freies Geleit?“, mit dem er die Eskalation von Terrorakten der sogenannten Baader-Meinhof-Gruppe und staatlicher Gegengewalt bremsen wollte, verhallte ungehört. Oder vielmehr: Diffamierung und Bedrohung richteten sich nun, und ganz ähnlich wieder fünf Jahre später, im "Deutschen Herbst" des Jahres 1977, auf den Autor selbst. In der Springer-Presse wurde er mehrfach als geistiger Komplize der Terroristen angeprangert, die FAZ wirft ihm im September 1977 vor, dass er gemeinsam mit drei evangelischen Theologen einen Aufruf an die Entführer des Industriellen Schleyer gerichtet hatte: "Besonders von Heinrich Böll, der über unseren Staat so viele unbegreifliche Fehltritte abgegeben hat, wäre schon früher ein Wort am Platz gewesen – an die Mörder, die den Staat so abgründig hassen.“ Wenige Monate später setzt Herausgeber Johann Georg Reißmüller nach, als es um die Sympathisanten geht: "Anders als Grass hat Heinrich Böll bis heute kein von der Vernunft geprägtes Verhältnis zum Staat gefunden. Daraus entsprach manch unsinniger Ausspruch. Aber Gewalt kann sich nicht auf ihn berufen, sie ist ihm existentiell fremd. Bölls Lebens-Stichwort heißt nicht 'Gewalt', sondern 'Barmherzigkeit' (die er 1971 und 1972 vor-schnell und überreichlich der angeblich gnadenlos gejagten Baader-Meinhof-Bande zuwandte)." Was immer Reißmüller mit seiner Argumentation bewirken wollte; er hat richtig bemerkt, dass Bölls politische Kriterien auf moralischen, religiösen (und sicher auch familialen) Fundamenten ruhen, nicht auf Vernunftgründen oder Rechtskategorien. Er plädiert für *Gnade im Rechtsstaat* – das ist etwas grundsätzlich Anderes, als in einem *Unrechtsstaat* für *Rechtspositionen* einzutreten oder sie einzuklagen. In der verhärteten Schlussphase der sozialliberalen Regierung, als der Anti-Terrorismus zeitweise als letzte Staatsräson erschien, konnte er damit freilich nur scheitern und verstrickte sich in der Folge in langwierige und kräftezehrende öffentliche und juristische Auseinandersetzungen.

Böll hält seine spannungsreiche Doppelrolle als Repräsentant und Kritiker durch bis zuletzt – ganz offensichtlich aber um einen hohen persönlichen Preis. Er spricht 1981 im Bonner Hofgarten auf der größten Demonstration gegen die von Helmut Kohl wie von Helmut Schmidt betriebene atomare Nachrüstung; zwei Jahre später beteiligte er sich, gesundheitlich schon geschwächt, an der Sitzblockade eines Atomwaffendepots im schwäbischen Mutlangen. Von der SPD hatte er sich, wie erwähnt, nach Brandts Kanzlerschaft zunehmend entfernt, näherte sich dann den Positionen der „Grünen“ an, die später ihre Parteistiftung nach ihm benennen werden. Nach einer deftigen Lokal- und Politposse wird er 1983 Ehrenbürger seiner Heimatstadt Köln, zu deren literarischer Unsterblichkeit er manches beigetragen hat, und akzeptiert dies indem er ihre Repräsentanten halb zugeneigt, halb ironisch „auf den Arm nimmt“, wie man sagt.

Unverkennbar ist bei all dem sowohl die fortschreitende Verdüsterung seines Gesellschaftsbildes als auch eine offensichtliche Erosion seiner Gestaltungskraft, vor allem in seinen beiden letzten Romanen, wo die Bilder des geschlossenen Überwachungsstaates, der totalen Korruptiertheit von Politik und Machteliten sich zu teils grotesken, teils apokalyptischen Sequenzen aneinanderfügen (oder besser gesagt: auseinanderfallen). Auch wohlwollende Kritiker haben „Fürsorgliche Belagerung“ und „Frauen vor Flußlandschaft“ negativ beurteilt. Es scheint, als hätten sich Bölls fortgeschriebene Themen und Erzählmuster erschöpft, oder jedenfalls die enge Rückbindung an alltägliche Erfahrung – wenn man so will: ihre lebensweltliche Repräsentanz verloren. Zugleich erweist sich, dass seine ganz persönliche Utopie eines gelingenden gemeinschaftlichen Lebens, also die quasi-familiäre Idylle, überholt und unbrauchbar geworden ist, weil sie der Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse und Konflikte nicht mehr entspricht. Mehr als einen Hauch von Tragik sehe ich persönlich auch darin, dass Heinrich Böll ganz offensichtlich die gesellschaftlichen Gegenkräfte, an denen er selbst teilhatte und die er in vieler Hinsicht inspiriert und befördert hat, nicht wirksam ins Bild bringen konnte; oder zugespitzt gesagt: dass er offensichtlich nicht angemessen wahrnahm und würdigte, *was er selbst für die innere Demokratisierung der Bundesrepublik bedeutet und bewirkt hatte.*

Was also bleibt von Heinrich Böll? Das Gefühl des Verlustes und der Trauer galt damals, vor nunmehr 33 Jahren, in erster Linie seiner Person. Es drückte sich darin aber wohl auch die Ahnung aus, dass mit seinem Tode ein Zeitabschnitt, eine Epoche zumindest der deutschen Literatur und des kulturellen Lebens zu Ende gegangen war. Heinrich Böll war, wie

wir heute sehen können, nicht nur der realistische Schilderer von Lebenswirklichkeiten aus der Vor- und Frühgeschichte unserer Republik („nun alles abgesunken“, hätte Gottfried Benn dazu wohl gesagt). Er hat auch, wohl als einer der letzten, die Rolle des Schriftstellers ausgefüllt, der sich über sein eigenes Metier hinaus (und sicher nicht aus Geltungssucht) dem Gemeinwohl verpflichtet, die Rolle des Intellektuellen, der sich für die unerledigten Fragen der Gesellschaft zuständig erklärt – auch auf Kosten seiner literarischen Arbeit, seiner persönlichen Geltung, seiner Gesundheit. Er war ja tatsächlich im Lauf der Jahre eine „Vorzeigefigur“ geworden, stand exemplarisch für den „ganz anderen Deutschen, der dafür zuständig war, die Schweinereien einer ganzen Nation wettzumachen...“

Dass er es „oft satt hatte“, wie Enzensberger rückblickend in seinem „Märchen vom armen Heinrich“, dem Nachruf im „Spiegel“ weiterhin sagte, steht außer Frage. Aber mit persönlichen Motiven allein ist diese Zäsur nicht zu erklären. Warum war er „der letzte seinesgleichen“? Dass es in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft bis heute an geeigneten „Schweinereien“ fehlen sollte, darf man wohl ausschließen. Dass die jüngeren deutschen Autorinnen und Autoren sich in ihrer großen Mehrheit seit längerem von der Politik (jedenfalls in dem von Böll und seiner Generation gemeinten und praktizierten Sinn) abgewendet haben, ist ebenso unbestreitbar. Man sollte das nicht vorschnell als Weltflucht oder Ästhetizismus abwerten, vermutlich ist es auch nur Ausdruck einer Normalisierung, die die Literatur von historischen, politischen und moralischen Ansprüchen befreite, unter deren Last Böll fast exemplarisch gelitten hatte. Dann wäre auch hier ein deutscher Sonderweg, der historisch allerdings nötig, ja unvermeidbar war, an sein Ende gekommen.

Andererseits, auch darauf hat der schlaue Enzensberger im *Spiegel*-Gespräch mit Helmut Karasek hingewiesen (H.4/1987), sind die Anstrengungen des armen Heinrich ja nicht folgenlos geblieben. „Eine Person wie Böll war ja kein historischer Zufall. Böll war die Gegenfigur zu Adenauer. ... Daß solche Figuren heute nicht mehr vorhanden sind, muß nicht unbedingt an Talentmangel liegen oder an Charakterlosigkeit. Vielleicht liegt es daran, daß sie in gewisser Weise überflüssig geworden sind. Ich glaube, es ist eine Vergesellschaftung solcher Rollen eingetreten. Wir haben Heinrich Böll verloren. Aber dafür haben wir Amnesty und Greenpeace.“

Und was bleibt nun von seinen Büchern? "Ob man im nächsten Jahrhundert seine Romane noch lesen wird, wissen wir nicht. Aber solange es eine deutsche Literatur geben wird, wird man seiner ... mit Respekt und Dankbarkeit gedenken." Das ist ein Nachruf-Zitat von

Marcel Reich-Ranicki, dem man durchaus zustimmen kann. In die Geschichte der Bundesrepublik, wenn wir sie nicht auf Bundestagswahlen und ökonomische Ziffern reduzieren wollen, hat Böll sich dauerhaft eingeschrieben. Sein nach wie vor unterschätztes publizistisches Werk, immerhin zweieinhalbtausend Seiten, ist in dieser Hinsicht das, was er selbst einmal über Konrad Adenauers Memoiren sagte: "Keine so schlechte Quelle" – ja ein bemerkenswerter, vielschichtiger, wenn auch subjektiver Epochenkommentar. Für das Fortleben des Erzählwerks reicht solche Realitätshaltigkeit allein wohl nicht. Zwar beweisen Romane, über die man heute gern die Nase rümpft, wie beispielsweise „Haus ohne Hüter“ von 1954, beim Wiederlesen eine erstaunliche Detail- und Tiefenschärfe – aber wen wird das noch interessieren außer ein paar älteren Damen und vor allem Herren, die dort (so wie ich) ihre Fünfziger-Jahre-Pubertät wiederfinden? Und ob ein halbwegs verklemmter Roman wie „Ansichten eines Clowns“ (1963) unter Stichworten wie Sexualität, Liebe und Ehe, oder Moral, Macht und Opportunismus soviel an grundsätzlicher Problematik freisetzt, dass jugendliche Leser heute zu Lektüre und engagierter Diskussion provoziert werden? Ich wage das kaum noch zu behaupten, obgleich ich es einmal erlebt habe, das ist allerdings auch schon wieder dreißig Jahre her, vielleicht nicht ganz untypischerweise an einer katholischen Schule im Ruhrgebiet. Oder schließlich die Geschichte von der ehrenhaften „Katharina Blum“, die in den siebziger Jahren ein Bestseller war und schnell zur Bibel des progressiven Literaturunterrichts wurde – auch sie dürfte inzwischen den „historischen Edelrost“ angesetzt haben, von dem Thomas Mann einmal spricht. Ob es bei Böll Texte gibt, die über ihre historische "Gebundenheit" hinaus soviel ästhetischen Mehrwert freisetzen, dass sie unmittelbar zur Lektüre einladen, so wie man beispielsweise bei Regenwetter und einer leichten Grippe zu Fontane (oder Uwe Johnson) greift, um wieder einmal Fontane (oder Johnson) zu lesen, diese Frage wage ich nicht zu entscheiden. Bemerkenswert scheint mir zum Schluss noch, dass Böll in seinem allerletzten Interview, jetzt in Band 26 der Kölner Ausgabe, auf die Frage eingeht, was eine junge Generation mit Texten wie seinen allenfalls noch anfangen könnte und ob sie überhaupt noch lesen wird ...

„Alle Fragen offen“, könnte man da mit Brecht und Reich-Ranicki sagen. Im persönlichen wie im kulturellen Gedächtnis bleibt zuletzt und vor allem wohl doch die *Erinnerung an die Person*. Der Dichterkollege Erich Fried hat in wenigen Nachrufzeilen, die man nicht unbedingt „Verse“ nennen muss, einigermaßen treffend ausgedrückt, was unvergessen bleiben sollte an Heinrich Böll:

Er selbst hätte vielleicht
(man kann es nicht wissen)
länger gelebt
wenn er dort
wo es wehtut
geschwiegen hätte
aber sein Leben
wäre dann nicht so ganz
sein Leben gewesen
wie er es leben wollte
und wie wir es kennen.